

## ERÖFFNUNG DES BERLINER SYMPOSIUMS »GEISTESWISSENSCHAFTEN UND QUALITÄTSSTANDARDS«

»Unter Qualität verstehe ich das, aufgrund dessen etwas irgendwie beschaffen genannt wird. Qualität gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird.« (Aristoteles, cat. 8 b 25) – Einem Altertumswissenschaftler wird hoffentlich verziehen, wenn er seine Überlegungen zum Thema nicht bei irgendeiner der einschlägigen gegenwärtigen Qualitätsdebatten beginnt, sondern beim Begriff »Qualität« und einem antiken Philosophen, der ausführlicher über diesen Begriff nachgedacht hat – bei Aristoteles. Denn ungeachtet aller Wandlungen im allgemeinen wie fachterminologischen Verständnis jenes Begriffs beschreibt der antike griechische Philosoph Problemzusammenhänge, die bis auf den heutigen Tag von Bedeutung sind, wenn man sich anschickt, über Qualitätsstandards nachzudenken. In der Kategorienschrift des Aristoteles heißt es zu Beginn des einschlägigen Abschnittes lapidar: »Qualität gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art gesprochen wird.« (ésti dè he poiótes tón pleonachós legoménon: cat. 8 b 25). Aristoteles versucht aufgrund solcher Bedeutungsdiversität des Begriffs in der Kategorienschrift eine – wie man selbst als gutwilliger Leser zugeben muß – etwas hilflose und wenig konzise Ordnung der vielfältigen Bedeutungshinsichten des Begriffs »Qualität« und unterscheidet vier Typen von Qualität, die teilweise als Gegensatzpaare entfaltet werden: Qualität kann erstens eine dauerhafte Haltung oder ein zeitlich eng begrenzter Zustand sein, kann zweitens eine ererbte Veranlagung oder ein erworbenes Talent sein, drittens eine irgendwie beschaffene Eigenschaft, die bei anderen sinnliche Reaktionen auslöst, páthe, Affekte wie Angst oder Freude, und schließlich viertens eine bloße äußere Gestalt (morphé oder schéma). Auch wenn diese Typisierung arg konstruiert wirkt und die Abgrenzungen der Typen gegeneinander künstlich bleiben, macht sie doch zum einen darauf aufmerksam, daß Qualität offenkundig nichts Statisches ist, das, einmal vorhanden, auch in Ewigkeit bleibt, sondern sich Qualität gelegentlich als Zustand plötzlich einstellen und auch wieder verschwinden kann, unverfügbar und kontingent bleiben kann. Zum anderen erinnert Aristoteles daran, daß bestimmte Qualitäten gelernt und gelehrt werden können, andere dagegen überhaupt nicht, zum dritten wird deutlich, daß Qualität nicht nur die Eigenschaft von irgend etwas ist, sondern affektive Wirkungen auslöst: Stolz, Angst, Neid und

so weiter. Zum vierten wird aus der Kategorienlehre des Aristoteles deutlich, daß Qualität vollkommen äußerlich bleiben kann, schärfer: ein schöner Schein, ohne jede Tiefe.

Das Verständnis des Begriffs »Qualität« hat sich sehr gewandelt seit diesen ersten Versuchen zu präziser Bestimmung. Ein einziges Beispiel: Die gültige Norm zum Qualitätsmanagement, DIN EN ISO 9000:2005, bestimmt Qualität als denjenigen »Grad, in dem ein Satz inhärenter Merkmale Anforderungen erfüllt«, und ist damit vom umgangssprachlichen Wertungscharakter des Begriffs mehr als beeinflusst, der bei Aristoteles allenfalls im Hintergrund steht. Man kann sich also fragen, ob der wertungsfreie antike Begriff von Qualität und der Wertung implizierende Begriff der Moderne überhaupt mehr als eine reine Äquivokation zweier Termini darstellen, die durch eine gemeinsame Begriffsgeschichte historisch verbunden sind. Wie dem auch sei: Die Kategorisierungen eines antiken Philosophen führen pfeilgerade auf Probleme, die die Anwendung eines – so jedenfalls der Eindruck des Laien – ziemlich umfangreich gewordenen wissenschaftlichen Qualitätsdiskurses auf die Universität und insbesondere auf die Geisteswissenschaften macht. Solche Anwendungsprobleme erschöpfen sich ja nicht im oft verhandelten Problem der Meßbarkeit von Qualität in den Geisteswissenschaften. Vielmehr können die vier Problemkreise, auf die die vier Typen des Aristoteles führen, auf nahezu allen Ebenen einer Universität und in nahezu allen ihren Bereichen entfaltet werden: Wenn Qualität offenkundig nichts Statisches ist, fragt sich, wie beispielsweise eine Universitätsleitung trotzdem Dauerhaftigkeit sichern kann oder wie ein Nachwuchswissenschaftler unter solchen Bedingungen flüchtiger Qualität seine Ausbildung gestalten sollte. Wenn bestimmte Qualitäten gelernt und gelehrt werden können, fragt sich, wie man Studierende und akademisches Lehrpersonal an Qualitätsstandards beispielsweise auf dem Feld geistigen Eigentums gewöhnen kann. Wenn Qualität auch sehr ambivalente affektive Wirkungen wie Stolz, Angst, Neid auslöst, fragt sich, wer dies wie vermeiden helfen kann. Und schließlich wissen wir ja alle, daß Qualität vollkommen äußerlich bleiben kann – hier in Berlin wurde das jüngst im Rahmen einer öffentlichen Auseinander-

setzung über eine Berufsliste klassisch formuliert und war in vielen Zeitungen nachzulesen: »Da zählt man einfach mal die Publikationen, dafür muß man kein Fachwissenschaftler sein«.

»Qualität«, so zitierten wir Aristoteles, »gehört aber zu dem, wovon auf vielfache Art (pleonachós) gesprochen wird«. Aus solcher Bedeutungsdiversität folgt die Aufgabe, vor allem und zunächst zu präzisieren, was mit ein und demselben Ausdruck eigentlich gemeint sein soll: »What the hell is quality?«. Fragt man aber so, dann fällt mir jedenfalls sofort ein anderer antiker Denker ein, der auf die Frage nach der Bedeutung eines zentralen Phänomens die klassische Antwort gab: »Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; will ich es einem Fragenden erklären, weiß ich es nicht«. Was Augustinus in seinen »Bekenntnissen« von der Zeit sagt (XI 14,17), gilt mutatis mutandis eben auch für Qualität und betrifft hier wie dort nicht nur ein sprachliches Problem. Die meisten Geisteswissenschaftler haben ein gewisses, häufig sogar ein hohes Qualitätsbewußtsein, könnten aber kaum definieren oder erklären, was eigentlich Qualität ist. Daß eine solche besondere Verquickung von fundamentaler Unklarheit wie basaler Klarheit in Zeiten, da ein unreflektiertes »Höher, Schneller, Weiter« den Takt der Entwicklung deutscher Universitäten anzugeben droht, ein hohes Risiko für die Geisteswissenschaften darstellt, bedarf weniger Worte. Es gilt, dieses Risiko näher zu beschreiben und seine Folgen abzuschätzen.

Nach solchen allgemeinen Vorklärungen können wir nun eine etwas spezifischere Frage in Angriff nehmen: Haben uns Moden die Qualität verdorben? Eigentlich sollte man solche klaren Fragen auch klar mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ beantworten. Wer hier aber ohne Umschweife mit ›Ja‹ antwortet, kurz über die geringe Modenresistenz bestimmter deutscher Geisteswissenschaften räsoniert und – formulieren wir einmal polemisch – dagegen den bleibenden Wert basaler geisteswissenschaftlicher Arbeitstechniken wie den der Sammlung und Edition magistraler Quellen setzt, läuft im Diskurs nicht nur dieses Landes Gefahr, als ziemlich schlichter Posivist abgekanzelt zu werden und bar jeden Interesses an wissenschaftlicher Innovation zu sein, ohne Bereitschaft zum Risiko, gerade so, wie die Systemevaluation zweier großer Forschungsorganisationen

im Jahr 1999 unser Wissenschaftsförderungssystem charakterisiert hat<sup>1</sup>. Nun muß man ja auf solche Fragen nicht mit ›Ja‹ antworten.

Wer freilich ohne Umschweife mit ›Nein‹ antwortet, hat offenkundig nie wahrgenommen, daß es natürlich deutliche Parallelen zwischen der Modebranche und den deutschen Geisteswissenschaften gibt und also gute und schlechte Moden: Da werden von den großen Designern auf dem Gebiet der Geistes- und Kulturwissenschaften zu den großen Modemessen, die im Frühjahr in Leipzig und im Herbst in Frankfurt stattfinden, neue Kleider auf den Markt geworfen, im bunten Design einer neuen oder schon lange nicht mehr verwendeten Terminologie – und irgendwann landen diese neuen Kleider zwar nicht in den Secondhand-Läden einschlägiger Szeneviertel, aber doch in den Grabbelkisten bestimmter Antiquariate und Bahnhofsbuchhandlungen. So viel ist also aus meiner einleitenden Bemerkung schon deutlich geworden: Für eine schlichte Antwort mit ›Ja‹ oder ›Nein‹ taugt die Frage nicht, weil zu viele Erläuterungen nachgeschoben werden müßten. Anders formuliert: Die Befundlage ist doch ein wenig komplexer, als daß man ganz einfach antworten könnte. Die Frage muß umformuliert werden in »Welche Moden haben uns wo die Qualität verdorben?«, auch wenn natürlich unbestritten ist, daß manche Moden nicht nur die ästhetischen Qualitäten heben.

Bei Beantwortung dieser von mir leicht modifizierten Frage habe ich eine Vorentscheidung getroffen, die ich kurz erläutern muß. Ich habe nämlich beschlossen, als Beispiele von Moden die verschiedenen Wenden – sagen wir vorsichtiger: Wenderhetoriken – in den Geistes- und Kulturwissenschaften zu diskutieren, vor allem das, was bei der Göttinger Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Doris Bachmann-Medick (2006: 17) unter der Überschrift Cultural Turns zusammengestellt ist und ohne Mühe noch ergänzt werden könnte. Bachmann-Medick behandelt interpretative turn, performative turn, literary

1 Volkswagen-Stiftung (Hg.) (1999), *Forschungsförderung in Deutschland. Bericht der internationalen Kommission zur Systemevaluation der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Max-Planck-Gesellschaft. Studie im Auftrag der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung*. Hannover 1999.

turn, postcolonial turn, spatial turn und iconic turn; ich erwähne aus der jüngsten Diskussion noch den emotional turn. Als Moden kann ich diese verschiedenen Wenderhetoriken der Geistes- und Kulturwissenschaften schon deswegen bezeichnen, weil Bachmann-Medick in ihrer Studie gezeigt hat, daß die genannten turns zwar gern in der einen Meistererzählung eines cultural turn zusammengefaßt werden, aber in Wahrheit ein beständiger Wechsel unterschiedlicher Neuorientierungen die Szenerie charakterisiert, Neuorientierungen, die die Autorin als »experimentell« und nicht-fundamental bezeichnet und so von wirklichen wissenschaftlichen Revolutionen abhebt. Moden aber können per definitionem nicht fundamentale Revolutionen im Sinne einer Dauerhaftigkeit und Ausschließlichkeit sein, haben a priori experimentellen Charakter. Damit ist zugleich auch deutlich, daß der sogenannte linguistic turn unter der Überschrift »Mode« nicht verhandelt werden kann, jedenfalls dann nicht, wenn man die Überzeugung der einschlägigen Protagonisten teilt, hier sei eine »Kopernikanische Wende«, ein fundamentaler »Paradigmenwechsel« von einer ontologisch grundierten Perspektive hin auf die grundsätzliche Berücksichtigung der sprachlichen Dimension von Anschauung wie Denken eingeleitet.

Man kann die Frage, ob die in der Meistererzählung des cultural turn zusammengefassten Moden in bestimmten Bereichen der Geistes- und Kulturwissenschaften die Qualität verdorben haben, sehr grundsätzlich stellen und beantworten. Frau Bachmann-Medick (2006: 9) wirbt mit ihrer »Kartierung der Kulturwissenschaften« für die mit solcher Wenderhetorik thematisierten Neuorientierungen: Dadurch würden Blickrichtungen geändert, disziplinübergreifende Fokussierungen der Forschung etabliert und anregende Untersuchungsperspektiven freigelegt – zweifelsohne kein Verderben der Qualität, sondern vielmehr eine Steigerung, jedenfalls der Potenz nach, um noch einmal Aristoteles zu bemühen. Der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler (1998: 91), um ein extremes Gegenbeispiel zu nennen, beklagt in einer Streitschrift unter dem Titel »Die Herausforderung der Kulturgeschichte« beispielsweise die Qualität der Arbeiten Foucaults, um die ganze Richtung zu desavouieren: »Wegen der erkenntnistheoretisch abstrusen Prämissen [...], wegen zahlreicher

Mängel seiner Vorstellung von Diskursanalyse, wegen seines undifferenzierten Machtbegriffs, wegen der Verweigerung diskussionsfähiger normativer Auskünfte, wegen der systematischen und historischen Defizite seiner Diagnose der ›Disziplinargesellschaft‹, wegen der endlosen Mängelserie seiner sogenannten empirischen Studien ist Foucault ein intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer ›Rattenfänger‹ für die Postmoderne«. Viel gewonnen ist mit solchen groben Charakterisierungen ganz gewiß nicht, und ihr Unterhaltungswert muß inzwischen auch mäßig genannt werden.

Wenn man unsere modifizierte Frage nach den Folgen von Moden in den Geistes- und Kulturwissenschaften im hier vorgegebenen Rahmen einigermaßen intellektuell redlich beantworten will, kommt nur ein radikal paradigmatischer Zugang in Frage – wollte ich allein die magistralen Veröffentlichungen im Rahmen der diversen von Bachmann-Medick kartographierten Wenden hier aufzählen und bewerten, so müßte man eine vollkommene Entgleisung im Hinblick auf den gebotenen Umfang des Beitrags, argen Dilettantismus oder (um Wehler zu variieren) eben nicht diskussionsfähige normative Auskünfte befürchten. Also wähle ich ein einziges Beispiel aus Bachmann-Medicks Aufzählung kulturwissenschaftlicher Moden, den *iconic turn*. Daß William J.T. Mitchell und Gottfried Boehm gleichzeitig den Anspruch erheben können, Vater des Terminus *iconic* oder *pictorial turn* und in gewisser Weise auch ›Kirchenväter‹ der ganzen Richtung zu sein, Bild nicht als bloße Illustration von Texten zu ›lesen‹, sondern als eigenständiges Medium mit einer ganz besonderen ›Macht‹ zu beschreiben, setze ich als bekannt voraus. Und genauso muß vermutlich nicht erwähnt werden, daß Horst Bredekamp und Hans Belting sich immer wieder bemüht haben, eine solche faktische Autonomisierung des Bildes deutlich vor ihrer theoretischen Entdeckung und Beschreibung im späten zwanzigsten Jahrhundert nachzuweisen – beispielsweise in der politischen Ikonographie bei Thomas Hobbes oder in den Zeichnungen von Charles Darwin, Literatur ist

Legion<sup>2</sup>. Ich möchte vielmehr am Beispiel eines Berliner Projektes, das sich erkennbar den Anregungen des *iconic turn* verdankt, zeigen, welche Chancen für Qualitätssteigerung und welche Gefahren für Qualitätssenkung solche mehr oder weniger modernen (also modeabhängigen) Projekte haben.

Doch zunächst ein paar Bemerkungen zu diesem Berliner Projekt: Horst Bredekamp, Jochen Brüning, Peter Deuffhard, Richard Schröder und ich haben vor reichlich zwei Jahren an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe unter dem Titel »Die Welt als Bild« gegründet. Im Rahmen dieser Arbeitsgruppe fragen wir, welche besonderen Chancen und Gefahren die bildliche Darstellung von Weltvorstellungen, die es bereits in den altorientalischen Kulturen gibt, mit sich bringt und worin präzise die Unterschiede zwischen rein textlich entfalteteten Weltvorstellungen und mehrdimensionalen Weltbildern bestehen. Schon begriffsgeschichtlich ist der Ausdruck »Weltbild« mit der Komponente der Anschaulichkeit und der Ordnung eines Ganzen verbunden (*imago mundi* oder *orbis pictus*)<sup>3</sup>. Wir waren und sind aber davon überzeugt, daß die im Ausdruck »Weltbild« enthaltene Metapher des Sehens mehr als ein historischer Zufall ist und auf eine visuelle oder jedenfalls »quasi-visuelle« Dimension grundlegender Orientierung in der Welt verweist. Wird diese Dimension ernst genommen und in einem Weltbild aktiv oder gar künstlerisch gestaltet, gewinnt die solcher Gestaltung zugrundeliegende Weltvorstellung (oder Weltanschauung) nicht nur im Blick auf ihre Einprägsamkeit und die damit verbundenen Verbreitungsmöglichkeiten. Diese visuellen Dimensionen grundlegender Orientierung in der Welt beschreiben wir in den diversen Publikationen der Arbeitsgruppe präziser<sup>4</sup>. Außerdem wird

2 Jüngst erschien William J. Thomas Mitchell (2008), *Bildtheorie*, hg. und mit einem Nachwort versehen v. Gustav Frank, Frankfurt sowie Reichle, Ingeborg et al. (Hg.) (2007), *Verwandte Bilder. Die Fragen der Bildwissenschaft*, Berlin.

3 Zur Problem- und Begriffsgeschichte vgl. Johannes Zachhuber (2005), »Weltseele«, in: Ritter, Joachim et al. (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 12, Basel, S. 516-521; Horst Thomé (2005), »Weltbild«, ebenda, S. 460-463.

4 Bequem zugänglich auf der Homepage der Arbeitsgruppe unter der Internetadresse: <http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/Weltbilder/de/Publikationen>.

ein »Atlas der Weltbilder« erstellt, der eine Anzahl maßgeblicher Beispiele von einem babylonischen Weltmodell bis hin zu einem Bild einer Spiralgalaxie aus dem Hubble-Teleskop abbildet und kommentiert (Markschies und Zachhuber 2008: 7-14).

Wir fragten, welche Chancen für Qualitätssteigerung und welche Gefahren der Qualitätssenkung solche in gewisser Weise modeabhängigen Projekte wie eben unsere interdisziplinäre Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« haben. Ich beginne mit den Chancen: Zunächst einmal meinen wir Arbeitsgruppenmitglieder schon, daß die – etwas despektierlich gesprochen, aber ein Nichtkunsthistoriker darf das vielleicht – Mode des *iconic turn* uns geholfen hat, die Qualität von Forschung zu steigern. Zunächst einmal hat die Mode uns in einem sehr schlichten Sinne geholfen, Kollegen zur Mitarbeit zu gewinnen, Institutionen zur Förderung, größere Verlage zum Interesse an einer ansprechenden Publikation des erwähnten Atlases mit vielen Farbtafeln. Dann hat sie aber auch in einem tieferen Sinne geholfen, auf den Aspekt der Bildlichkeit von Weltbildern besonders zu achten und ihn mit Hilfe der verschiedenen Theorieangebote über die ikonische Form des Wissens präziser zu beschreiben<sup>5</sup>. So machte beispielsweise das Nachdenken der Arbeitsgruppe darüber, warum bildliche Darstellungen von Weltvorstellungen am Ende der frühen Neuzeit zunächst einmal weitgehend verschwinden und erst angesichts des ungeheueren Anwachsens von neuen medialen Techniken heutigentags wieder vermehrt auftreten, sehr deutlich auf die Problematik der fehlenden Abgeschlossenheit und entfallenden Zentrumsorientierung von Weltvorstellungen in der Moderne aufmerksam: Zur räumlichen Entgrenzung der Welt, die in der modernen Standardvorstellung von einem sich beständig ausbreitenden Universum kanonisiert wurde, kam der Verlust an wahrnehmbarer Ordnung in den wissen-

5 Gottfried Boehm (2007), »Ikonisches Wissen. Das Bild als Modell«, in: ders. (2007), *Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens*, Berlin, S. 115-140; Achim Spelten (2008), »Visuelle Aspekte von Modellen«, in: Reichle, Ingeborg et al. (Hg.) (2008), *Visuelle Modelle*, München, S. 41-56.

schaftlichen Weltvorstellungen. Im Universum, wie es die moderne Kosmologie beschreibt, nimmt weder die Sonne noch die Milchstraße, in der sie sich befindet, eine privilegierte oder gar zentrale Stellung ein. Vielmehr läuft spätestens nach dem Übergang von einer Newtonschen zu einer Einsteinschen Kosmologie selbst die Frage nach einer solchen Position buchstäblich ins Leere. »Weltbilder« konnten daher seit dem achtzehnten Jahrhundert die so anders vorgestellte Welt auch nicht mehr so visualisieren, wie dies in mittelalterlichen Kosmosdarstellungen noch möglich war. Erst die Möglichkeiten des Trickfilms und der Computeranimation erlauben es in jüngster Zeit wieder, gegenwärtige Theorien über die ersten Sekunden des Weltalls zu verbildlichen<sup>6</sup>. Von besonderem Interesse waren in den Diskussionen der Arbeitsgruppe auch die Konfliktlagen, d.h. die Infragestellung, Ablösung und Veränderung von Weltbildern. Dabei wurde schnell deutlich, daß im Unterschied zu einer verbreiteten Annahme kein Weltbild einfach grundsätzlich abgelöst wird und verschwindet (z.B. ein »mythologisches« durch ein »wissenschaftliches« Weltbild), sondern sich nur der Ort und die Funktion des Weltbildes ändern – auch für Astrophysiker »geht« die Sonne morgens im Osten »auf« und abends im Westen »unter«. Man kann also beispielsweise nicht in einem schlichten Dual »Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen« (Aaron J. Gurjewitsch, 1972) gegen das »Weltbild der Physik« stellen (Carl Friedrich von Weizsäcker, 1943)<sup>7</sup>.

Natürlich kann am Beispiel der interdisziplinären Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« auch gezeigt werden, welche Gefahren für Qualität solche in gewisser Weise modeabhängigen Projekte haben und welche unter Umständen qualitätssenkende Implikationen mit ihnen verbunden sind. Mir ist die entsprechende Gefahr unseres in gewissem Sinne modebewußten, jedenfalls stark theorielastigen Zugangs zu Bildern schlagartig im Rahmen einer Lehrveran-

6 Günther Hasinger (2007), *Das Schicksal des Universums. Eine Reise vom Anfang zum Ende*, München.

7 Vgl. dazu ausführlicher Christoph Marksches und Klaus Pinkau (2006), »Die eine Welt und die vielen Weltbilder (Akademievorlesung am 22. April 2004)«, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. *Berichte und Abhandlungen* 11, Berlin, S. 157-187.

staltung deutlich geworden, die ich mit den Projektmitarbeitern der Gruppe an der Theologischen Fakultät durchführte. Wir interpretierten im Rahmen dieser Lehrveranstaltung die berühmten Photographien, die James Watson und Francis Crick im Labor in Cambridge vor ihrem sehr handgestrickten ersten Modell der Doppelhelix zeigen, und die ebenso sehr skizzenhafte Zeichnung, die Odile Crick, die Ehefrau von Francis Crick, auf der Basis jenes Modells angefertigt hatte, das so instabil war, daß es wenige Wochen später schon wieder auseinandergenommen werden mußte<sup>8</sup>. Und wir philosophierten trefflich auf der Line neuerer bildwissenschaftlicher Theorien über die Verbindung von Bild und gesellschaftlicher Kommunikation und über vieles andere mehr, vergaßen aber das Kerngeschäft der Kunsthistoriker. Wir vergaßen, zunächst einmal zu beschreiben, wie Odile Crick die Zeichnung angefertigt hat (nämlich offenkundig etwas hastig mit einem Kugel- oder Filzschreiber) und wie die beiden sich auf der berühmten Bilderserie inszenierten und postierten. Ein solcher Verlust des für die Disziplin basalen Handwerks, das Verschwinden der disziplintypischen Aufmerksamkeit für elementare Materialität scheint mir aber der fast unvermeidliche Preis einer stark theorielastigen Mode<sup>9</sup>. Diese Gefahr droht übrigens nicht nur Forschungen, die durch den sogenannten iconic turn mindestens mit angeregt sind (wie das Beispiel des Berliner Projektes »Die Welt als Bild«), sondern allen stark theorielastigen Zugriffen auf die Wirklichkeit, wie es die meisten von Bachmann-Medick neben dem iconic turn in der Meistererzählung vom cultural turn subsumierten methodischen Wenden nun einmal sind oder mindestens sein können. Auch hier ist also ein gewisses Maß an Moderesistenz notwendig, um die Basis nicht zu verlieren, den Körper, der die Mode trägt, um im Bild zu bleiben.

Nun habe ich also doch einen Weg der *via media* gewählt, auf eine schwierige Frage zu antworten, und die deutlich unterhaltsamere Einseitigkeit zu ver-

8 Reinhard Wendler (2008), »Das Spiel mit Modellen. Eine methodische Verwandtschaft künstlerischer Werk- und molekularbiologischer Erkenntnisprozesse«, in: Reichle et al., *Visuelle Modelle*, S. 101-116, bes. 101-107 mit Abb. 1.

9 Auf diese Gefahr weist freilich (nicht nur im Rahmen der Berliner Arbeitsgruppe) Horst Bredekamp immer wieder hin.

meiden gesucht. Aber wir sahen: Bereits an einem einzigen, mehr oder weniger beliebigen Beispiel – nämlich einem Forschungsprojekt unter den vielen in diesem Lande geförderten und durchgeführten, der Berliner Arbeitsgruppe »Die Welt als Bild« – läßt sich paradigmatisch demonstrieren, welche Chancen für die Steigerung von Qualität Moden in den Geistes- und Kulturwissenschaften mit sich bringen können, welche Gefahren dem Niveau der Qualität freilich auch drohen, wenn aus der modischen Kleidung Alltagsgewandung wird und das Neue das Alltägliche ersatzlos zu verdrängen droht. Angesichts solcher Beispiele kann man also nur wie der eingangs erwähnte Aristoteles für die *via media* votieren: Wer wünscht sich schon eine wissenschaftliche Welt ohne den Luxus der Moden? Aber wer könnte es umgekehrt ertragen, wenn sie nur aus Moden bestünde? Die saisonalen Neuheiten in der Wissenschaft dürfen ganz gewiß nicht mit permanenter Innovation verwechselt werden. Wirkliche Innovation setzt vielmehr das rechte Gleichgewicht von Modebewußtsein und Moderesistenz voraus<sup>10</sup>. Und ein gewisses Interesse für wissenschaftstheoretische und philosophische Debatten, um nicht jeden galiläischen Landpropheten gleich für den Messias Israels zu halten.

- 10 Christoph Markschies (2008), [Diskussionsvotum zu einer Diskussion »Die kreative Universität« unter Leitung von Hubert Markl am 20. April 2007], in: Graevenitz, Gerhard von und Mittelstraß, Jürgen (Hg.), *Kreativität ohne Fesseln. Über das Neue in Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur*, Konstanzer Wissenschaftsforum 1, Konstanz, S. 163-167.

#### Literatur

Aristoteles (1984), *Kategorien*, übersetzt und erläutert v. Klaus Oehler, *Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung Band I, Teil I*, Berlin.

Bachmann-Medick, Doris (2006), *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Geisteswissenschaften*, Reinbek bei Hamburg.

Markschies, Christoph und Zachhuber, Johannes (2008), Einleitung, in: *Die Welt als Bild. Interdisziplinäre Beiträge zur Visualität von Weltbildern*, hg. v. Christoph Markschies und Johannes Zachhuber, *Arbeiten zur Kirchengeschichte 107*, Berlin/New York, S. 7-14.

Wehler, Hans-Ulrich (1998), *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München.